

THEOLOGISCH-PRAKTIISCHE QUARTALSCHRIFT

Anima Christi.

Von P. Dr Heinrich Suso Braun O. F. M. Cap., Maria Plain (Salzburg).

Wir beten es fast jeden Tag unter jenen Gebeten, die pro opportunitate Sacerdotis nach der heiligen Messe zu beten sind. Es ist eines der gewaltigsten Gebete in der Menschengsprache. Um die *Gebete* ist es etwas eigenes. Bremond hat auf die Verwandtschaft von Poesie und Gebet hingewiesen. Es werden viele Gebete geschrieben, aber nur wenige sind echte Gebete. Wie es viele Gedichte gibt, die nur gereimte Prosa sind, und viele Dichter, die nur eben irgend etwas zusammenschreiben, so gibt es auch viele Gebete, die nur eben an Gott gerichtete Worte sind, und viele Beter, die nur eben reden. Zu einem echten Gebet, das nicht nur Imitation sein soll, gehört mehr, gehört vielleicht sogar mehr als zu einem guten Gedicht, gehört vor allem Echtheit des Gefühls; es muß mit dem Herzblut gebetet sein. Vielleicht läßt es sich nicht so recht sagen, was alles dazu gehört, aber man spürt es, wenn man etwa die Gebete Newmans liest und nachbetet. Der Beter darf jedenfalls nicht nur so tun, als bete er. Er darf nicht nur Herr, Herr sagen. Der ganze Ernst des Menschseins vor Gott muß in den Worten zittern. Spürt man von hier aus den ganzen Jammer jener Gebetbücher-Produktion, die zu beten man unserem Volk zumutet? Freilich handelt es sich nicht darum, daß wir dem lieben Gott Kunstwerke vorsagen, die er schon längst auswendig kennt. In dem wortlosen, aber echten Beten eines schlichten Mütterleins steckt vielleicht mehr echtes Beten als in kunstvollen Texten, die doch keine Gebete sind. Aber des Menschen wegen, der sich an diesen Texten zu Gott durchtasten soll, stellen wir hohe Forderungen an den, der sich unterfängt, sein Beten einem anderen in den Mund zu legen als Gebet.

Das Anima Christi ist ein echtes Gebet. Und wenn es auch nicht der heilige Ignatius war, der es zum erstenmal sprach, es war jedenfalls nicht nur ein guter Lateiner und nicht nur ein guter Dichter, der es erfand — es war ein religiöses Genie. Mit einem gewaltigen Akkord hebt es an: *Anima Christi, sanctifica me. Seele Christi, heilige mich.* Was wissen wir schon von der *Seele Christi*, ihren Reichtümern und ihren Leiden, ihrer Höhe und ihrer Tiefe,

ihrer Liebe und ihren Rätselfn! Seele Christi — das ist nicht nur ein Teil des Heilandes. In der Seele ballt sich das ganze Wesen zusammen; von der Seele als der forma her wird der ganze Organismus aufgebaut und sein Gesicht gestaltet. Seele ist die letzte Quelle, aus der das ganze Leben sprudelt und aus der alle Worte und alle Liebe, alles Tun und alles Leiden, alle Hingabe und aller Sieg des Heilandes stammt. Reicht dieses Wort „Seele Christi“ nicht in noch tiefere Tiefen als der Begriff „Herz Jesu“? Und nicht nur das persönliche Leben des Gottmenschen stammt aus dieser Quelle; alle Kräfte, die von ihm, seinem Tun und seinem Reden ausgingen und die jeden Menschen, der in diese Welt kommt, ergreifen und formen, stammen aus dieser Seele Christi. Alles religiöse und heilige Dasein in der Welt, das aus der Kraft Christi lebt, ist gebaut von der Seele Christi her. Hat man nicht von einer Weltseele geredet? Wenn es so etwas gäbe, dann wäre es die Seele Christi, diese letzte Brunnenstube alles Daseins; denn aus dieser Seele Christi strömt uns der Logos zu, durch den alles gemacht ist. Und diese lebendige Mitte des Heilandes sprechen wir an, nichts Geringeres; wir bleiben nicht an der Peripherie. Und durch diese lebendige Mitte des Heilandes möchten wir heilig gemacht werden.

Sanctifica me. — „Heilig“ ist die Zusammenfassung alles Großen. Heroisch, edel, vornehm, klug, weise... alles das sind irdische Ideale; das Ideal der Heiligkeit greift über sie alle hinaus, schließt sie auch wieder alle in sich und stößt vor in den Lebensbereich Gottes selbst. Heilig besagt, daß etwas ausgesondert ist und herausgehoben über alles Profane und Diesseitige und hineingezogen in den Dienst des Tempels und Gottes, und zwar in einem solchen Hörigkeitsverhältnis, daß es eher vernichtet wird, als daß es je aus dem Bereich des Heiligen verschieden und zu Irdischem und Profanem dienen würde. Und so will der Beter in Gott hineingerissen sein; eine letzte Unbedingtheit und ein letztes Überantwortetsein spricht aus dieser Bitte. Und diese Überantwortung geschieht nicht in juridischen Abmachungen, sondern durch eine neue Wirklichkeit, dadurch, daß die Seele Christi zur lebendigen Mitte des Menschen wird und ihn formt und gestaltet. Wie klein nimmt sich dem gegenüber eine religiöse Haltung aus, die über die äußerste Schale der religiösen Wirklichkeit nie hinauskommt und die um Heiligung immer nur ein Skapulier, eine Novene oder ein Tränenrosenkränzlein anspricht. In dieser Bitte: „Seele Christi, heilige mich“ aber liegt das Wissen um den Kern alles Religiösen. Heiligkeit ist diesem Beter die Gegenwart Gottes und Christi in dem innersten Bereich seines Daseins. So spricht er zu Gott: „Seele Christi, die ich in mir trage, heilige mich, verwandle mich, sei du die forma, die meine Tage gestaltet und mein geistiges Gesicht prägt, so wie du einmal den heiligen Leib und die heilige Menschheit des Herrn gestaltet hast, damit ich eine getreue Kopie seiner Gestalt sei, ein anderer Christus.“ Es ist ein wagemutiges Gebet.

Corpus Christi, salva me. Leib Christi, rette mich. Was ist es doch darum, daß Gott nicht nur ein unsichtbares Prinzip dieser

Welt ist, „nicht nur verborgene Innerlichkeit, nicht nur reines Seelentum“, ¹⁾ daß er vielmehr einen Leib anzog und Mensch wurde und wiederum nicht nur so, daß er vorübergehend, gewissermaßen als Episode seines göttlichen Daseins, 33 Jahre lang Menschenkleider trug, sondern so, daß dieser Menschenleib in alle Ewigkeit mit Gott vereinigt ist und daß er von ihm nicht mehr loskommt, daß er geradezu sein Schicksal geworden ist. Unausdenkbar nahe ist mir Gott in seiner Leiblichkeit gekommen. Und dieser Menschenleib Gottes ist ja auch nicht nur eine historische Wirklichkeit, auch nicht nur eine Wirklichkeit, die in das unzugängliche Licht Gottes entrückt ist, — sondern eine Wirklichkeit, die unter der Hülle eines Brotes in mich sinkt und die in seiner Kirche so sichtbar ist, daß ich ihr eingegliedert werden kann, daß ich also Bestandteil dieses Leibes werde. Es klingt paradox wie kaum etwas, daß wir Menschen durch die Ohnmacht, in die Gott als in seinen Leib gesunken ist, Heil und Heilung bekommen und daß uns aus den offenen Wunden seines Leibes das Leben zuströmt. Welch ein Glanz fällt von hier aus auf die Leiblichkeit des Christen! Der Christ ist nicht nur nach seiner Seele, auch nach seinem Leib hineingebaut in die Leiblichkeit des Herrn. So ist Christentum nicht nur ein philosophisches System; es erfaßt vielmehr den Menschen bis in das letzte Atom seines Wesens und die letzte Zelle seines körperlichen Daseins. Der Mensch ist Gott wichtig, auch in den Außenbezirken und diesseitigen Bezogenheiten.

Sanguis Christi, inebria me. Blut Christi, berausche mich. Blut ist immer ein besonderer Saft und etwas Großes. Es trägt die Baustoffe des Lebens und strömt und jagt vom Herzen zu allen Provinzen des Körpers; in Blut sind alle Teile und Zellen unseres Leibes gebettet. In einer Verschwendung aber, die sich nur ein Gott leisten kann, vergießt unser Herr sein Blut bis auf den letzten Tropfen. Der Christ aber bittet hier, daß ihm dieses Blut zuteil werde, daß er eingeschaltet werden möchte in den Blutkreislauf Christi und hineingebettet in dieses Blut, wie nur eine Zelle im Körper vom Blut umflossen und durchflutet ist. Ganz berauscht vom Blute Christi möchte der Beter werden. Berauscht — das heißt inebria! Warum hat denn aber der deutsche Übersetzer sonst nicht den Mut, dieses Wort ganz wörtlich aus dem Lateinischen in unser Deutsch zu übertragen? Warum schwächt er es ab in ein: „Blut Christi, tränke mich“? Warum bittet er nicht mehr um den Rausch Christi? Warum glaubt er, Blut Christi sei ein harmloses Tränklein? Hier offenbart sich der ganze Jammer von uns Christen der neueren Zeit. Wir haben nicht mehr den Mut, wirklich berauschte und besessene und leidenschaftliche Jünger unseres Herrn zu sein. Nur getränkt werden möchten wir von ihm, daß es eben reicht, aber das ganze Übermaß der Liebe unseres Herrn findet in uns keinen Raum mehr. Wir sind klein und engherzig geworden. Wir haben nicht mehr den Mut, nach den Sternen zu greifen. Religion ist uns die privateste Sache „im

¹⁾ *Przywara*, *Deus semper maior*, I, S. 5.

paradiesischen Kabinettchen der Innerlichkeit“ (Möhler) geworden; aber sie füllt uns nicht mehr bis zum Rand, bis zum Übermaß und zum Überfließen.

Lasset uns wieder beten: Inebria me! Berausche mich, erfülle mich, erlöse mich von all meiner klugen und überklugen menschlichen Vernünftigkeit und schenke mir wieder das Übermaß deiner Liebe, daß ich wieder fortgerissen werde von den Strömen deines Blutes und deiner Glut, daß ich wieder ein Tor werde um deinetwillen, daß ich nicht mehr rechne und berechne, sondern nur noch glühe. — Wir sind so kluge und berechnende Menschen geworden. Logik und Maßhalten, das ist uns alles. Theologie und Christologie, das ist uns zu einer Theologik und Christologik geworden. Es fehlt uns wahrhaftig der Rausch und die Trunkenheit des Geistes. Es zweifelt ja auch kaum ein Mensch in der Welt, daß wir Christen über eine ganz großartige, vielleicht über die großartigste Wissenschaft verfügen; wenigstens die Wissenden zweifeln nicht daran. Man weiß, die Logik steht auf unserer Seite, aber die Glut? Und was die Welt überwindet, ist eben doch immer wieder der größere Glaube und der größere Affekt, der Rausch und die Trunkenheit. Petrus und die Elfe, die waren am Pfingstmorgen wahrhaftig noch berauscht von dem Übermaß des Heiligen Geistes, der wirklich wie ein großer Rausch über sie kam; wir aber sind zufrieden (darf ich es sagen?), wenn wir den Heiligen Geist in die Gelehrsamkeit dickleibiger Dogmatikbände eingesperrt und festgelegt, gewissermaßen auf Flaschen abgezogen, auf Eis gelegt und damit auch kaltgestellt haben. — Gott aber will den Rausch. „Berauschen will ich das Herz meiner Priester mit Fülle; dann wird auch mein Volk wieder mit allen Gütern gesättigt werden.“ Wir lesen diese Worte des Propheten Jeremias fast jeden Donnerstag in den Laudes; — packen sie uns? Sagen sie uns etwas? Das ist immer wieder Bedingung, wenn es in der Kirche vorangehen soll: Priester, die keine spießbürgerlichen Existenzen sind, sondern Abenteurer der Liebe. In Bernanos' „Tagebuch eines Landpfarrers“ stehen die Worte: „Der mittelmäßige Priester ist häßlich. Ich spreche nicht vom schlechten Priester. Oder vielmehr: der schlechte Priester ist der mittelmäßige. Der wirklich nur schlechte ist ein Ungeheuer... Vielleicht ist das Laster für uns weniger gefährlich als eine gewisse Schalheit des Empfindens. Es gibt Fälle von Gehirnerweichung; Herzenserweichung ist schlimmer.“ Und wirklich, unser Herr hat einen schlechten Kerl in seiner Nähe geduldet. Mittelmäßige Apostel aber gibt es nicht; sie hatten alle zusammen ihre Fehler, aber keiner war mittelmäßig; sie hatten alle Format. Ein mittelmäßiger Priester zerstört vielleicht mehr als ein schlechter; daß es schlechte Priester geben kann — gut, das ergibt sich schon aus der Heiligen Schrift. Aber mittelmäßige!

Laßt uns wieder berauscht sein vom Blute Christi! Das Reich Gottes kennt keine Beamten und Angestellten, es kennt nur Apostel. Laßt uns wieder Torheiten begehen um Christi willen, nicht Torheiten des Hasses und der Abneigung, nicht Torheiten, die verletzen und beleidigen, sondern Torheiten der Liebe! Was

die Welt überwindet und überzeugt von der Lehre Jesu, ist immer wieder die Torheit des Kreuzes; nicht Mozart-Hochämter und Beethovens Missa solemnis, nicht kuriale Diplomatie und auch nicht geistliche Gelehrsamkeit, sondern das Mysterium. Mittelmäßige Priester fürchtet die Welt nicht; wohl aber gerät sie in Unruhe vor einem Pfarrer von Ars, einem heiligen Franz von Assisi. Solche Menschen versetzen die Welt (Welt im Sinne des Evangeliums genommen) in die große Unruhe. So laßt uns wieder beten: „Blut Christi, berausche mich! Komm über mich mit deiner Glut und laß mich wieder zum Sämann des überströmenden Segens Christi werden; laß mich diesen Samen des Blutes Christi überall hinwerfen, auf jedes Erdreich, ohne zu überlegen, ob es Steinboden ist oder Ackerland, ohne zu überdenken, ob es dafür steht, ob die Ernte sich lohnen wird.“

Aqua lateris Christi, lava me. Wasser der Seite Christi, wasche mich. Der Herr hat sein Blut auf den Acker dieser Welt gegossen bis zur „kenosis tou theou“, bis zum Leersein seiner ganzen göttlichen Unerschöpflichkeit, bis zum Wasser, das aus seiner Seitenwunde quoll. Und auch um diesen letzten Wassertropfen seines Herzens bitten wir. Wasser bedeutet Reinigung; gereinigt wollen wir werden. Wasser bedeutet Klarheit; Klarheit soll uns werden. Unsere Trunkenheit soll ja nicht ins Leere gehen, sondern „von Klarheit zu Klarheit soll es überformt werden“. De claritate in claritatem. Die letzte Klarheit aber stammt aus dem Herzen Jesu.

Passio Christi, conforta me. Leiden Christi, stärke mich. Christi Leiden ist das eigentliche Mysterium Christi. Christi Leiden erfüllt sich am Kreuz und im Tod. Es ist „die Seele der Seele Christi“ (Przywara). Wer nie eine Stunde der Einsamkeit unter dem Kreuz seines Herrn verbringt und ein heißes colloquium misericordiae, eine Zwiesprache um Erbarmen mit seinem Herrn zu reden versteht, dem hat sich das Letzte am Geheimnis Christi noch nicht erschlossen, dem sagt sein Herr auch: Konntest du nicht eine Stunde mit mir wachen? Der weiß noch nicht um das große Geheimnis, daß alles in den Tod hineingegeben werden muß, um fruchtbar zu werden. Und diese Passion des Herrn reden wir mit „Du“ an. Wie ein guter Freund und wie ein Schutzengel ist uns das Leiden Christi, der uns Kraft und Sicherheit gibt. Der so betet, der schafft erst die Voraussetzung zu allem katholischen Tun. Vor aller katholischen Aktion kommt immer die katholische Passion. Unsere eigene Leidenskraft aber steht nicht als Teil und als eine separate Angelegenheit neben dem Leid Christi; unser Herr nimmt es ganz hinein in sein übergroßes Leid und es wird zum Teil an seinem Leid.

O bone Jesu, exaudi me. O guter Jesu, erhöre mich. In dieser Anrufung öffnet sich ein süßes Geheimnis der Liebe. Wie zu einem Freund neigt sich der Beter; welch eine Herzlichkeit liegt in diesem „bone Jesu“ — o du mein guter Jesus! Du guter Freund meiner Seele! Denken wir an das mittelalterliche Bild vom Johannes an der Brust Jesu, jene wundervolle Sigmaringer Gruppe, die heute in Berlin ist. Da schwindet alle Distanz, da redet nur noch das Herz. Und darf es das nicht? Haben wir viel-

leicht am Ende das Herz zuviel verbannt aus dem Bereich der Frömmigkeit? Gott ist doch nicht nur ein Deus scientiarum Dominus, ein Gott, dem wir auf dem Weg nüchternen Wissens näher kommen, sondern nicht weniger ein Deus cordis mei et pars mea Deus in aeternum — der Gott meines Herzens und meiner Herzlichkeit, mit dem wir eine ganze Ewigkeit lang in der allergrößten Herzlichkeit reden dürfen und den wir sogar eine Ewigkeit lang „herzen“ dürfen. Kierkegaard sagt einmal, er könne nicht glauben, daß Gott Günstlinge habe. Alle sind wir ja zu seinen Günstlingen berufen und zu seiner allergrößten und herzlichsten Gunst. Wir sagen ihm: *exaudi me* — höre mich, höre mich heraus, heraus nicht so fast aus einer Menge von Brüdern, als vielmehr heraus aus meiner drückenden Distanz; hebe sie auf, diese Distanz und dieses Fernesein und schenke mir deine herzlichste Nähe.

Intra tua vulnera, absconde me. In deine Wunden hinein verbirg mich. Welch inniges Geborgensein ist das! Verhältnis einer Seele zu Christus ist ja nicht nur ein „Vor-ihm-stehen“ und noch viel weniger nur ein „Neben-ihm-sitzen-dürfen“ aus Gnade. Es ist ein tiefes Eins-sein. Ein Herz-zu-Herzen-sprechen, wie der tiefe Wappenspruch Newmans lautet. Welch eine Geborgenheit! In den Wunden Jesu. Bitten wir eigentlich da nicht um geradezu mystische Gnaden? Sollen wir nicht? Es ist doch sicher auch nicht notwendig, daß wir unseren Herrn immer nur bitten: Halte mich wie einen deiner Knechte. Dürfen wir nicht einmal auch einen tieferen Wunsch tun? Mag es verwegen sein, um solche Innigkeit zu beten — und mag es ja auch erst unser Teil sein am Ende der Tage, diese allerletzte Gesichertheit und Geborgenheit in den Wunden des Herrn — wir beten doch darum. Aber etwas anderes: Ist diese Bitte um die Geborgenheit und Verborgenheit in den Wunden des Herrn nicht eigentlich eine Flucht, ein Davonlaufen vor den Problemen der Welt, vor der erschreckenden Gestalt des Außen in ein paradiesisches und unbekümmertes Innen, vor der Not um die Seelen der Brüder in die Gesichertheit der eigenen Seele? Es mag eine Flucht sein, scheinbar wenigstens, eine Flucht aus der Seelsorge in die Sorge um die eigene Seele, Flucht aus dem Apostolat in die Kontemplation, aber Flucht ist nicht immer Schwachheit. Alles Große im übernatürlichen und göttlichen Bereich hat mit einer Flucht begonnen, mit einer Flucht aus Damaskus in die Wüste, aus Rom in die Einsamkeit von Subiaco, aus Assisi nach Carceri, aus der Kaserne nach Manresa. Wehe der Welt, wenn wir vor ihr fliehen! Am fürchterlichsten sind wir ihr auf der Flucht.

Ne permittas me separari a te, ab hoste maligno defende me. Laß nichts von dir mich scheiden; verteidige mich vor dem bösen Feind. Diese beiden Bitten beinhalten ungefähr das gleiche. Es kommt dem Beter mit Schrecken zum Bewußtsein, daß die Gesichertheit und Geborgenheit noch nicht endgültig ist; die fürchterliche Vision des Grauens steigt vor ihm auf, der *hostis malignus*, der wahrhaft böse Feind. Nur mit Entsetzen denkt der Beter an die Möglichkeit, daß es auch noch anders kommen

könnte; es ist ihm unausdenkbar, wie es wäre, wenn er, der Beter, noch einmal seinem Herrn untreu würde, sich hinweglocken ließe von seinem Herrn durch die trügerischen Versprechungen des Bösen. Voll Entsetzen, voll bebender Angst betet die Seele zu ihrem Herrn: „Gib es nicht zu! Getrennt von dir — es ist unausdenkbar, wie es wäre! Ich könnte es nicht ertragen! Aber ich, der Mensch, muß die Möglichkeit zugeben.“

In hora mortis meae voca me, et iube me venire ad te, ut cum sanctis tuis laudem te in saecula saeculorum. Amen. In der Stunde meines Todes rufe mich und heiß zu dir dann kommen mich, auf daß mit allen Heiligen dich ich loben möge ewiglich. Amen. Diese vier letzten Verse gehören wieder zusammen und gehen über die Möglichkeit des Getrenntwerdens hinweg in die letzten Entscheidungen hinein und reichen schon in den kommenden Aeon. Welche Innigkeit liegt in diesem Flehen: iube me venire, voca me . . . rufe mich, heiß mich zu dir kommen! Wenn der Moder des Grabes mich zu verschlingen droht, wenn für mich eine Welt zusammenstürzt, dann laß mich durch den Lärm hindurch den Anruf deiner Liebe vernehmen, der mich kommen heißt. Laß mein Leben dann jenen letzten seligen Ausklang finden in dem Lied aller Heiligen, zu dem ich eine ganze Ewigkeit kein anderes Wort finde als: Amen, Amen!

Der Vater im Himmel.

Von Prof. Dr Peter Ketter, Trier.

(Schluß.)

IV.

Wir hätten in der Lehre des N. T. von Gott dem Vater im Himmel eines der schönsten und erhabensten Kapitel vergessen, wenn wir jenes Gebetes nicht besonders gedächten, das uns Christus selber gelehrt und zu beten befohlen hat. Es wird täglich von Millionen von Menschen auf der ganzen Welt verrichtet, das schönste Gebet, das ein Mensch verrichten kann, das **Vater unser**. In diesem Gebet hat die Gottesidee des N. T. als die frohe Botschaft vom Vater im Himmel ihren tiefsten Ausdruck gefunden. An diesem Gebet lernt das Kind von der Mutter den Vater im Himmel kennen. Und das gleiche Gebet geht mit ihm durchs ganze Leben. Solange ein Mensch noch das Vaterunser betet, legt er ein Glaubensbekenntnis ab. Da gilt der Grundsatz: „Lex orandi, lex credendi: Was ich bete, glaube ich.“

Doch gerade hier erwächst vielen, allzuvielen Menschen unserer Tage eine Schwierigkeit im christlichen Gottesglauben, die wir nicht unterschätzen und darum nicht unerwähnt lassen dürfen. *Durch den Liberalismus des vorigen Jahrhunderts ist der Gottesbegriff des N. T., der Vatergott, zu einer kraftlosen, blassen und darum nicht ernst genommenen Idee entstellt worden. Das Gottesbild wurde verharmlost und verniedlicht. Man denke nur*